

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 2

Artikel: Die Welt ward schöner mit jedem Tag
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070657>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Welt ward schöner mit jedem Tag. von ★★

Meine Krankheit erschien mir als Schicksalsschlag, unter dem ich fast zusammenbrach, und erwies sich als ein Segen.

IM Dezember des vergangenen Jahres forderte ich in einem Anschlag die 280 Arbeiter meiner Fabrik auf, sich bei den selbsthergestellten Weihnachtsgeschenken nicht auf die üblichen Handarbeiten, wie Sticken und Stricken, zu beschränken, sondern es einmal mit andern Handfertigkeiten, zum Beispiel mit Keramik-, Bast- und Lederarbeiten zu versuchen. Ich lud die Belegschaft zu einem Keramikkurs ein und amtierte persönlich als Kursleiter. 70 Männer und Frauen leisteten der Einladung Folge. Ihr Eifer sowohl als ihre Freude an den fertigen Arbeiten waren unbeschreiblich.

Dieser Kurs ist ein Sinnbild für die veränderte Einstellung dem Leben und meinen Mitmenschen gegenüber, zu der ich durch meine

Krankheit gelangt bin. Ich habe mich mit meinen Mitarbeitern zwar schon immer gut verstanden, aber etwas Derartiges zu organisieren oder gar selbst zu leiten hätte ich mich früher, vor meiner Krankheit, geschämt.

Der Keramikkurs ist nicht das einzige Sinnbild: Als kürzlich die Büros unseres Betriebes umgebaut wurden und mein Vater und Teilnehmer in autoritativer Weise jedem Angestellten sein Schreibpult dorthin stellte, wo er, der Chef, es für richtig fand, ergriff ich für die Angestellten, die gerne auch ein Wort mitgesprochen hätten, Partei.

Ich war, als mich meine schwere Krankheit wie ein Blitz aus heiterem Himmel befiel, dreißigjährig. Ich stand kurz vor meiner Beförderung zum Hauptmann. Die Zentralschule hatte ich schon gemacht. Ich war seit zwei Jahren verheiratet, und mein kleiner Bub hatte eben begonnen, sich an meinen Hosenbeinen aufzurichten.

Nichts liebte ich so sehr wie das Reiten. Ich besaß ein Reitpferd und erteilte im Offiziersverein meinen Kameraden Reitunterricht.

Daneben war ich ein leidenschaftlicher Skifahrer und kein schlechter Turner.

Von einem Tag auf den andern riß mich die Feststellung des Arztes, daß sich aus meiner doppelten Lungenentzündung eine Lungentuberkulose entwickelt habe und daß ich sechs bis acht Monate liegen müsse, mitten aus meiner geschäftlichen, militärischen und gesellschaftlichen Laufbahn. Eine geschwätzigste Krankenschwester sagte mir in jenen Wochen: «Sechs bis acht Monate! Das kennen wir; seien Sie froh, wenn Sie mit zwei Jahren davonkommen.» Diese Bemerkung machte mich so zornig, daß ich meine Höflichkeit vergaß und sie eine dumme Person nannte.

Die Krankenschwester behielt aber recht. Meine Krankheit fesselte mich drei Jahre lang ans Bett. Und dennoch hat sie mein Leben nicht zerstört, sondern ihm einen neuen Inhalt gegeben.

Am Rande der Verzweiflung

Das Schlimmste bei der Tbc ist wohl, daß man bei dieser Krankheit nicht mit Tagen und Wochen zu rechnen hat, sondern mit halben und ganzen Jahren. Und wenn man dazu noch in einem Einzelzimmer eingesperrt ist, so gibt es Stunden, wo man beinahe verzweifelt: Man fühlt sich schwach und kraftlos, fiebert dauernd, und oft gestattet einem das geschwächte Augenlicht nicht einmal mehr das Lesen oder sonst eine Betätigung.

In diesem Zustand bin auch ich zunächst über ein Jahr lang gelegen, ohne jeden Fortschritt. Ich fühlte, wie meine Kräfte zusehends schwanden, und glaubte auch, aus dem Verhalten der Ärzte schließen zu müssen, daß ich von ihnen aufgegeben sei. Zwar erhielt ich von Freunden und Bekannten von Zeit zu Zeit Briefe, in denen sie krampfhaft versuchten, mir Mut und Vertrauen zuzusprechen. Allein ich las zwischen den Zeilen, und glaubte zu erkennen, daß sie selbst nicht an eine Heilung glaubten. Diese Briefe haben mir mehr Schmerz und Seelenqual bereitet als irgend etwas anderes. Auch wurden die Besuche, je länger die Krankheit dauerte, desto seltener. Das ist ja rückblickend sehr begreiflich — aber eben nur rückblickend.

Um der Wahrheit willen muß ich auch gestehen, daß ich mich einige Male selbst aufgab. Ich erwartete nichts mehr vom Leben. Ich habe mir sogar meinen letzten Gang bis in alle Einzelheiten ausgemalt, und ich fühlte

mich dabei gar nicht so traurig, wie man meinen könnte. Mir taten einzig meine Nächsten leid. Daher suchte ich im Geist verzweifelt nach einem Nachfolger im Geschäft und einem Vater für das Kind. Ich ließ meinen ganzen Bekanntenkreis vor meinem innern Auge vorbeiziehen, konnte aber begreiflicherweise niemanden finden, der mir gut genug gewesen wäre. Und dann wußte ich ja erst noch nicht, was meine Frau dazu gesagt hätte.

Vielleicht war es gerade diese Verantwortung der Sippe gegenüber, welche mich jeweils wieder aufrüttelte. Ich sagte öfters halblaut, mit meinen vier Wänden ein Zwiegespräch führend, vor mich hin: «Nein, du mußt leben; was wären sie ohne dich? Es kommt ja gar nicht so sehr darauf an, was du selber am liebsten möchtest. Du mußt einfach alles tun, was in deiner Macht steht, um deine Verantwortung gegenüber Frau und Kind zu erfüllen.» Frau und Kind, Frau und Kind — dieser Gedanke stärkte meinen Lebenswillen.

Und wenn ich dann vom Gang her hörte, daß das Essen verteilt wurde, schwor ich mir, zu essen, einfach zu essen und nichts dabei zu denken, obwohl mir der Gedanke, etwas zu mir nehmen zu müssen, eine körperliche Pein verursachte. Ich machte es wie die Mutter mit dem Kinde: einen Löffel fürs Mami, einen für meinen Buben und so weiter, bis der Teller leer war. Oft bin ich von dieser Anstrengung in Schweiß geraten, und häufig war ich dem Weinen nahe. Doch ich nahm mich zusammen und sagte mir: «Vogel friß oder stirb!»

Als dann in diesem hoffnungslosen Zustand sich noch eine Kehlkopftuberkulose entwickelte, war ich vollends verzweifelt. Niemand konnte die Melancholie jener Tage, die ich allein in dem einsamen Zimmer verbrachte, in Worte fassen. Alles war verschwunden, wie ausgelöscht die Sonne, das Licht, die Wärme. Die Unendlichkeit der schweigenden Nacht erdrückte mich fast. Wenn ich nur hätte weinen können, ich glaube, es wäre alles leichter zu ertragen gewesen.

Die Sonne scheint für alle Leut', für die Kranken doppelt schön

Und dann kam die Zeit, wo es endlich besser ging. Als ich nach langen Monaten zum erstenmal für drei Minuten im Bett auf den Balkon durfte, kannte meine Freude keine Grenzen. Es war, als ob die Sonne auf diesen Moment

gewartet hätte; sie erhob sich und übergoss die Bergwelt mit einem Meer von Strahlen.

Doch die drei Minuten waren um, ehe ich meinen Glücksrausch zu Ende geträumt. Am nächsten Tag waren mir vier Minuten im Freien gestattet, aber ich beschwor meine gute Schwester, mich doch etwas länger draußen zu lassen. Ungern willigte sie ein und machte mich auf die Folgen aufmerksam.

Ihre Einwände waren leider berechtigt. Ich hatte vergessen, daß ich ein Zimmerpflänzchen geworden war, das sich ganz langsam wieder an Luft, Licht und Sonne gewöhnen mußte. Aus den vier Minuten waren sieben, acht geworden, und ich bekam, kaum ins Zimmer zurückgekehrt, furchtbares Kopfweh und Fieber. Erst nach vielen Wochen konnte ich wieder von vorn anfangen.

Aber doch ging es jetzt aufwärts, so daß ich nach und nach lesen und schreiben durfte und leichte Handarbeiten anfertigen konnte. Ich spürte den großen Drang, versäumte Betätigung nachzuholen. Weil man aber unmöglich den lieben langen Tag lesen kann, fing ich an, ein Kissen zu sticken, und hatte meine große Freude an der Arbeit.

Später begann ich auch zu malen. Obwohl ich seit dem Schulaustritt keinen Pinsel mehr in der Hand gehalten hatte, glaubte ich, ein gewisses künstlerisches Talent zu haben. Da ich schon nicht mehr reiten konnte, wollte ich mich wenigstens dadurch mit Pferden unterhalten, daß ich sie malte. So entstanden verschiedene Pferdebilder, einzelne Tiere in stolzer Haltung oder ganze Gruppen auf der Weide. Das Malen beglückte mich sehr, so daß ich zusehends Fortschritte erzielte — in doppeltem Sinne: in meiner künstlerischen Fertigkeit sowohl als auch im Gesunden.

Vom Segen der Arbeit

Eines Tages beklagte sich meine Krankenschwester und fragte, ob ich keinen Rat wüßte. Ein gewisser Herr G. sei fast nicht mehr zu ertragen, er sei mürrisch und überreizt und unzufrieden mit sich und der Welt.

Ich kannte den Mann nur vom Sehen. Er hatte Sponti, also Rückenmark-Tbc, und mußte während zweier Jahre immer auf dem Rücken im Gips liegen, zeitweise den ganzen Tag an der Sonne, was an und für sich schon nervös macht. Er beschäftigte sich mit nichts. Er war von Beruf Gelegenheitsarbeiter und Bauhandlanger.

Ich nahm den Kontakt mit diesem Mitpatienten auf. Zunächst war er natürlich auch mir gegenüber unfreundlich und verschlossen. Doch ein Wort gab das andere, und so kamen wir auch auf die Frage der Beschäftigung. Ich fragte ihn, ob er nicht gerne etwas arbeiten möchte. Er antwortete ironisch: «Glauben Sie etwa, daß ich lismen sollte?» «Nein», sagte ich, «das ist eine Arbeit, die wir den Frauen überlassen wollen. Aber vielleicht könnten Sie versuchen, eine Kreuzlistickerei zu machen. Ich gebe Ihnen gerne das Material und die Anleitung dazu.»

Dieser Vorschlag verwirrte ihn völlig. Er wollte nicht glauben, daß auch ich solche Arbeiten anfertige. Ich zeigte ihm meine Kissen, die ihm sichtlich Eindruck machten, und er willigte ein, etwas Ähnliches zu versuchen.

Es zeigte sich bald, daß er sehr begabt war und äußerst sauber arbeitete. Nachdem er seine erste kleine Arbeit beendet hatte, strahlte er übers ganze Gesicht.

Es waren noch drei Monate bis Weihnachten. Ich machte ihm darum den Vorschlag, als Weihnachtsgeschenk für meine Frau eine große Decke zu sticken. Ich anerkennend mich, beim Heimatwerk in Chur anzufragen, was man pro 1000 Kreuzlein in Heimarbeit bezahle, und versprach, ihm den doppelten Lohn zu geben.

Er willigte ein und ging mit großem Eifer an die Arbeit. Was er dann leistete und wie genau er arbeitete, war erstaunlich. Die Decke hatte über 72 000 Kreuzlein. Dabei war er gezwungen, die ganze Stickerei auf dem Rücken liegend, die Arme und die schwere Decke in der Luft haltend, zu verfertigen. Es ist kaum zu beschreiben, wie stolz der Mann war, als er die Arbeit ablieferte und seinen verdienten Lohn bekam. Ich bin aber überzeugt, daß nicht das Geld dabei die Hauptsache war, sondern die Genugtuung über seine Leistung. Das Lob, das er von allen Seiten bekam, machte ihn für kurze Zeit zum glücklichsten Menschen der Welt.

Schon während der Arbeit berichtete mir die Schwester, wie gut G. nun zu haben sei und daß sie den zufriedenen Patienten bereits recht lieb bekommen habe. Er sei nie mehr frech und habe längst aufgehört, so unflätig wüst zu reden. G. hat dann auch für seine Krankenschwester, die er früher wie Gift gehaßt hatte, eine Decke hergestellt und konnte durch Vermittlung noch mehrere Stickereien

anfertigen. Nach und nach erwarb er sich eine erstaunliche Fertigkeit, konnte dabei genesen und war zufrieden und froh.

Weggeführten

Zu der schönsten Zeit im Sanatorium — wenn man das Wort «schönste» überhaupt gebrauchen will — gehören jene Wochen, wo ich als Genesender bei meinen Mitpatienten Krankenbesuche machen durfte.

Ich hatte unterdessen das Sanatorium gewechselt. In der neuen Heilstätte wollte ich es nach meinen trüben Erfahrungen im Einzelzimmer mit einem Zweierzimmer versuchen. Und zwar war ich entschlossen, alles dem Zufall zu überlassen, und ich war sehr gespannt, was für einen Zimmerkollegen ich wohl bekommen werde.

Ich war durchdrungen von der Absicht, in der neuen Gemeinschaft mein Bestes zu geben, und hoffte im stillen, daß mein Kollege wenigstens sauber und anständig sei. Ich wurde nicht enttäuscht. Mein Mitpatient war ein Mann in meinem Alter, ebenfalls verheiratet, von Beruf gelernter Mechaniker und Postautochauffeur. Er war ein einfacher, sympathischer Mensch, anfangs allerdings etwas verschlossen. Sein Temperament war dem meinigen entgegengesetzt, so daß wir uns in wohlthuender Weise ergänzten.

Wir haben uns dann auch sehr gut vertragen und teilten fünf Monate lang Freude und Leid. Es fiel zwischen uns nicht ein einziges unfreundliches Wort; im Gegenteil, wir verstanden uns von Tag zu Tag besser, und zum Schlusse liebten wir uns wie Brüder. Unsere Freundschaft währte, bis der Tod ihn von seinem schweren Leiden erlöste. Heute noch schmerzt es mich, wenn ich seiner gedenke.

Bekanntlich gibt es in jedem Sanatorium die mehr oder weniger gefürchteten Chefvisiten durch den Chefarzt und seinen ganzen Mitarbeiterstab, den Oberarzt, den ersten, zweiten und dritten Assistenten, die Oberschwester und Abteilungsschwester. Die Patienten nennen diese ganze Gruppe das Rößli-spiel. Vor der ersten dieser Visiten warnte

mich mein Kollege und riet mir, das Bild meiner Frau, bis der Besuch vorbei sei, unter dem Kopfkissen verschwinden zu lassen; sonst würden sich vielleicht die Glieder des Rößli-spiels darüber lustig machen.

Ich erklärte ihm, das sei mir wurst, ich hätte mich meiner Frau nicht zu schämen, sie müsse ja nur mir gefallen. Menschen, welche solche Dinge mit ihrem Spott übergießen, seien Leute, auf deren Meinung ich nichts gebe.

Das leuchtete dem Mann ein. Er nahm sofort die Foto seiner Gattin aus dem Versteck hervor und war fortan von den Hemmungen befreit, welche er vor den weißbe-frackten Herren stets empfunden hatte.

Die täglichen Visiten waren auch mir verhaßt, wahrscheinlich ihrer Stupidität wegen. Immer das gleiche, abgedroschene «Tag, wie geht's?» zu hören! Was wollte man schon anderes antworten, als einfach ohne Überlegung «Gut!» zu sagen, denn zu gestehen, daß man sich nicht gut fühle, hätte ja bedeuten können, noch länger im Bette bleiben oder erneut ins Bett zurück zu müssen. Darum war es weitaus das einfachste, 365mal «gut» zu sagen; da riskierte man am wenigsten.

Es kam dann der große Tag, wo ich aufstehen durfte. Damit begann die Zeit, wo ich bei meinen bettlägerigen Mitpatienten Krankenbesuche machen durfte.

Einige davon kannte ich als meine Balkon-nachbarn, andere nur den Stimmen nach, die über die Balkonwand drangen. Alles weitere gab sich von selbst. Es dauerte nicht lange, da hatten sich die Männer und Burschen so an meine Besuche gewöhnt, daß sie nicht mehr darauf verzichten wollten. Jeden Tag beschwerten sich einige durch die Schwester oder durch Mitpatienten, daß ich schon so lange nicht mehr an ihrem Bette erschienen sei. Auch brieflich baten sie mich, doch wieder einmal zu kommen, auch wenn es nur für ganz kurze Zeit sei.

Ich hatte meine liebe Not, zwischen meinen Liegekuren, den kurzen befohlenen Spaziergängen und dem Essen allen gerecht zu werden. Ich fragte mich oft ernstlich: «Was ist denn los, warum alle diese Bitten? Ich beschenke die Leute ja nicht und gebe meinen Rat nur dort, wo ich ausdrücklich darum befragt werde.»

Ich sprach mit den Männern über alles mögliche, vor allem aber ließ ich mir aus ihrem Leben erzählen, wozu ich sie durch

Foto: C. A. de Bary

Ecke im Atelier

kurze Fragen anregte. Da ich in jenen Wochen meine Stimme wegen meines Kehlkopfes noch sehr schonen mußte, ergab es sich von selbst, daß ich meistens nur zuhörte und die andern reden ließ.

Je häufiger ich mit meinen Mitpatienten zusammen war, desto besser gefielen sie mir. Die Gespräche wurden immer persönlicher, dennoch hatte ich das Gefühl, daß sie mich zunächst nie so ganz in ihr Vertrauen einbezogen. Es war ein eigenartiges schrittweises Vordringen in ihr Innenleben, bis es sich dann gelegentlich ergab, daß wir auf den Glauben zu sprechen kamen. Ich stellte die Frage, ob sie an Gott glaubten und wie es mit dem Beten stehe. Auch interessierte es mich, zu erfahren, ob sie erst seit der Erkrankung beteten oder es schon immer getan hätten. Sobald wir bei solch vertraulichen Gesprächen angelangt waren, gewährten wir uns Einblicke in unsere Seelen, und ich stellte täglich von neuem fest, wieviel mehr, als man zunächst vermutet, in jedem einzelnen Menschen steckt.

Daß alle immer wieder nach mir riefen, ist weniger ein Beweis dafür, daß ich eine besondere seelsorgerische Veranlagung gehabt hätte, als ein Zeichen dafür, wie dankbar ein Kranker für jede von Herzen kommende Freundlichkeit ist.

Aber das ist nicht alles. Eine alte, lebenskluge Tante, welcher ich einmal von diesen Gesprächen erzählte, gab mir die Erklärung dafür, warum meine Besuche so beliebt waren: «Dein Kehlkopf», sagte sie, «ist dir zu Hilfe gekommen. Er zwang dich, den Zuhörer zu spielen, und das ist es, was die Menschen jedes Alters so sehr lieben. Sie wollen, wenn sie Besuch haben, sprechen und erzählen können. Sie wollen einmal für kurze Zeit Mittelpunkt sein.»

Ich glaube, meine Tante hatte recht. Auch wenn ich sozusagen keinen einzigen Satz gesprochen hatte, bestürmten mich meine Mitpatienten: «Kommen Sie doch bald wieder. Wir haben uns ja so gut unterhalten.»

Leben ohne Hetze

In gesunden Tagen, und vor allem bei der Arbeit, hat man ja leider sehr wenig Zeit füreinander und für sich selbst. Das Stillesein hat viel Gutes, es ist nicht alles verlorene Zeit. Mit der Stille unterhält man sich besser als in der geistreichsten Gesellschaft. Da hat

man endlich Zeit, sich die große Frage zu stellen: Woher kommen wir — wohin gehen wir?

Das Kranksein allein gewährt manchen vielbeschäftigten Leuten noch die ihnen so nötige Muße, das vollkommene Ausruhen, den ruhigen Blick in die Vergangenheit und Zukunft. Das Kranksein schenkt ihnen die richtige Erkenntnis der wahren Lebensgüter, eine Menge guter Gedanken, die Dankbarkeit für alles, was man Gutes besitzt.

Gewiß ist die Gesundheit ein köstliches Gut, welches man in seinem vollen Wert meistens erst erkennt, wenn man es verloren hat. Dennoch kann man es entbehren, ohne unbedingt unglücklich zu werden. Viele Menschen müssen zeitweise, manche den größten Teil ihres Lebens, auf dieses Gut verzichten. Es wäre traurig, wenn Glück ohne Gesundheit nicht bestehen könnte, und es ist auch nicht wahr. Es gibt glückliche Kranke, wie es unglückliche Gesunde gibt. Krankheit und Glück schließen sich nicht aus.

Schon Tausende haben in elenden gesundheitlichen Verhältnissen mehr für die Welt getan als andere, die sich ungestörter Gesundheit erfreuten. Auch wenn sie nur ein Beispiel der Geduld und Freudigkeit im Leiden geben, so ist das mehr, als die meisten ganz gesunden Menschen leisten. Wer nie krank war, sieht die Gesundheit häufig als ein Gut an, das ihm einfach von Rechts wegen gehört und das er nicht einmal durch den Anblick von Leidenden gestört haben will. Wer nie krank war, weiß nicht, wie tröstlich es ist, wenn man in jenen Stunden, wo die anstürmenden Wogen des Leidens über einen kommen, die Gewißheit im Herzen haben darf, daß alles Gottes Schickung ist.

Ich bin nur einer von den vielen tausend Menschen, deren Leben durch eine schwere Krankheit in andere Bahnen gelenkt worden ist. Ich mußte auf vieles verzichten, was dem Gesunden selbstverständlich ist: Niemals durfte ich die drei ältern meiner Buben, als sie noch klein waren, in meine Arme nehmen, weil stets eine gewisse Ansteckungsgefahr bestand.

Noch heute muß ich mit meinen Kräften sparsam haushalten. Dennoch hadere ich längst nicht mehr mit meinem Schicksal. Ich habe während meiner langen Krankheit gelernt: «Denen, die Gott lieben, werden alle Dinge zum Besten gereichen.»